

Heimat – Die Einheit in der Vielfalt

Stanislaw Tillich

Was ist Heimat? Das Haus, in dem ich mit meiner Frau lebe, in dem meine Kinder aufgewachsen sind? Der Ort, wo ich geboren wurde? Das Land, für das und in dem ich arbeite? Der vertraute Klang meiner Muttersprache, des Sorbischen? Das alles ist Heimat für mich.

Meine Heimat ist Sachsen. Man hört es nicht nur an der Sprache. Viel wichtiger ist: Ich fühle es. Wenn ich sage: „Ich liebe meine Heimat“, dann meine ich in erster Linie das, was unsere Heimat und unser Empfinden zu ihr ausmacht: die Menschen und die Landschaften. Sie sind es, die den Charakter einer Region ausmachen, und an ihnen machen wir fest, ob wir uns zu Hause fühlen, ob wir ein Gefühl von Heimat entwickeln können.

Dieses Heimatgefühl habe ich, wenn ich aus dem Urlaub komme und auf dem Weg nach Hause die geliebte Landschaft meiner Heimat am Fenster meines Wagens vorbeizieht. Wenn ich mit meinem Nachbarn wieder auf Sorbisch über meine Reise reden kann, das Läuten der Glocken der nahen Klosterkirche höre und wenn ich zu Hause die letzten Zeitungen mit den aktuellen Themen durchlese, dann spüre ich, dass ich zu Hause bin.

Aber auch das sei hier angemerkt: Diese Bezüge zur Heimat sind auch die größte Motivation, Politik zu machen. Die Heimat zu gestalten, sie für künftige Generationen zu bewahren und gemeinsam für eine Zufriedenheit bei den Bürgern zu arbeiten, treibt mich und viele meiner Kollegen in erster Linie an, Politik zu betreiben.

Und Heimat ist für mich nicht nur eine Erinnerung an eine Jahrzehnte zurückliegende Vergangenheit, sondern ist auch Gegenwart und weist in die Zukunft.

Deutlich wird das vor allem, wenn wir davon ausgehen, all das nicht zu haben. Gerade dann kann ein besonders starkes Gefühl von Heimat entstehen. Zum Beispiel bei Menschen im Exil, die sich in einem fremden Umfeld, mit einer fremden Sprache zurechtfinden müssen.

Das wäre ein Heimatgefühl durch Abwesenheit. Adam Michnik von der polnischen Tageszeitung *Gazeta Wyborcza* hat das einmal so beschrieben: „Heimat ist wie Sauerstoff: Dass man ihn braucht, spürt man, wenn er nicht da ist.“

Wir haben in Westeuropa seit 1945 und in Mittel- und Osteuropa seit 1990 das große Glück, in Frieden und Freiheit leben zu können. Der Zusammenbruch des Kommunismus machte es auch wieder möglich, sich zu seiner Heimat zu bekennen.

Ein Pole ist wieder zuerst Pole und nicht Bewohner eines russischen Satelliten. Und ein Sachse ist wieder ein Sachse und kein Einwohner des DDR-Bezirks Dresden.

Gerade der Föderalismus unserer Bundesrepublik stärkt und fördert die regionalen Identitäten. Und das aus guten Gründen. Zum einen, weil viele Probleme das unmittelbare Umfeld der Bürger betreffen. Dabei sind die Abgeordneten und die Regierungen in den Landeshauptstädten nicht nur näher dran an den Problemen. Sie können auch viel besser auf regionale Besonderheiten eingehen. Der Almbauer in Oberbayern hat andere Wünsche an die Politik als der Schafhirte in Schleswig.

Das Subsidiaritätsprinzip, also der Gedanke, Aufgaben dort anzusiedeln, wo sie am besten erledigt werden können, ist uns in Deutschland wichtig, man kann fast sagen heilig. Und es trägt dazu bei, das Heimatgefühl zu stärken.

Und nicht anders ist es in Europa oder besser gesagt, in der Europäischen Union. Sechs Nationalstaaten hatten sich zusammengetan, um vor allem im wirtschaftlichen Bereich miteinander zu kooperieren. Das ist genau 50 Jahre her.

Und auch wenn heute die EU längst mehr ist als eine Wirtschaftsgemeinschaft, sie hat die Nationalstaaten nicht abgelöst. Sie wird es auch, das ist meine Überzeugung, nicht tun. Dass Charles de Gaulle von einem „Europa der Vaterländer“ sprach, ist so falsch nicht.

Das gilt umso mehr, wenn wir die jüngste Geschichte betrachten. Polen, Ungarn, Rumänien – all diese Länder haben erst 1990 ihre volle Unabhängigkeit und Eigenständigkeit zurückbekommen. Sie

werden sie nicht gleich wieder aufgeben, um in einem vermeintlichen Bundesstaat Europa aufzugehen.

Europa hat sich daher mit gutem Grund den Leitspruch gegeben: *„In varietate concordia“* – *„In Vielfalt geeint“*.

Wir tun also gut daran, unsere Unterschiedlichkeit, unsere verschiedenen regionalen Eigenheiten in Europa zu bewahren. Auch das bedeutet Heimat, gerade weil wir aus der Vielfalt der Regionen unsere Stärke ziehen. Und das bezieht sich nicht nur auf den Wettbewerb und die Problemlösungskompetenz in kleinteiligeren Systemen.

Ganz entscheidend ist aber: Würden wir die Bürger Europas zwangseuropäisieren, also quasi entwurzeln, so wäre das gesamte Projekt der Integration gescheitert. Denn mit dem Fortschreiten der Globalisierung nationaler Politiken wächst die Liebe zu den kleinen Einheiten, zur Region und der eigenen Stadt.

Ich bin ein überzeugter Föderalist. Mein Ziel ist, dass Sachsen auch in Zukunft eine „gute Heimat“ in der großen Welt ist: ein Stück Heimat, in der sich die Bürger zu Hause fühlen. Die sie überblicken können. In der sie Verantwortung zuordnen und viele Chancen und Risiken abschätzen können. In der noch ein Gefühl des Miteinander und der gegenseitigen Verantwortung möglich ist. Dieses Ziel widerspricht aber nicht einem klaren Bekenntnis zur Europäischen Union, das wir in Sachsen ganz selbstverständlich abgeben.

Die Aufgabe, eine so große Zahl an Völkern, Nationen und Territorien in die EU zu integrieren – nicht nur formal auf dem Papier, sondern auch wirklich innerlich –, braucht aber Zeit. Ich selbst habe aus der deutsch-deutschen Vereinigung gelernt, dass Zeit ein ganz wichtiger Faktor ist. Wir sollten uns daher bei diesem Prozess nicht überfordern. Und deswegen sind Geduld und Langmut wichtiger als kurze Fristen und Hektik.

Ich bin davon überzeugt, dass wir noch lange unsere Identität als Sachsen und Deutsche behalten werden, und wir wollen diese auch in der EU wiederfinden. Und so kann auch ein geeintes Europa Heimat sein.